

KOTTI & CO

Gestalterische Praxen zwischen Care, Komplizenschaft und Kämpfen um das Recht auf Stadt

Tashy Endres und Sandy Kaltenborn
im Gespräch



ABB. 1

Seit 2012 steht auf dem südlichen Platz am Kottbusser Tor das Gecekondu der Mietergemeinschaft Kotti & Co. Es wurde dort auf öffentlichem Grund errichtet und wird seither vom Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg geduldet.

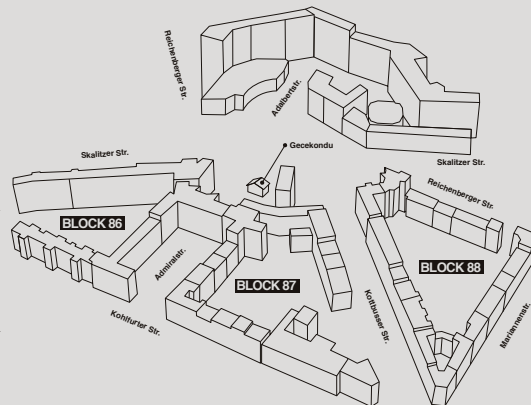
Die seit 2011 bestehende migrantisch geprägte Nachbarschafts- und Mieterinitiative Kotti & Co gilt als Wiege der neuen Berliner Mieter*innen- und „Stadt von unten“-Bewegung. Ausgangspunkt bildet das Sorgetragen für die städtische Umwelt und die Verteidigung des Rechts auf Wohnen durch die teils mehrfach marginalisierten Bewohner*innen am Kottbusser Tor („Kotti“) in Berlin-Kreuzberg. Inzwischen ist Kotti & Co zu einem wichtigen stadtpolitischen Akteur im Kampf für eine soziale und demokratische Wohnraumversorgung sowie gegen Verdrängung und Rassismus in der Stadt geworden. Tashy Endres, die bei Kotti & Co zwischen 2012 und 2017 aktiv war, und Sandy Kaltenborn, der die Initiative mitbegründet hat, reflektieren im Rückblick auf zwölf Jahre Kotti & Co die politischen, räumlichen und gestalterischen Proteststrategien der Initiative sowie das emanzipatorische Potential der dahinterliegenden Kollektiv- und Wissensbildungsprozesse und fragen kritisch nach der Rolle der Institutionen und Profession im Projekt gesamtgesellschaftlicher Transformation.

SANDY KALTENBORN:

Wenn wir heute auf die Geschichte und politischen Errungenschaften von Kotti & Co blicken, was sind aus deiner Sicht die wesentlichen Erfolge?

TASHY ENDRES:

Unsere Erfolge werden deutlich, wenn man sich die anfängliche Situation noch einmal vor Augen führt: Vor zwölf Jahren begannen die Mieten drastisch zu steigen, im sozialen Wohnungsbau lagen mehr als 50 Prozent der Wohnungen über dem Berliner Mietspiegel. Globales Kapital floss nach der Finanzkrise 2008 zunehmend in den deutschen Immobilienmarkt, was die Spekulation mit Wohnraum in Berlin massiv verschärfte. Viele Menschen mit geringem Einkommen mussten an grundlegenden Dingen wie Essen, Gesundheit oder Kleidung sparen, um die rasant steigenden Mieten bezahlen zu können. Aber in der Öffentlichkeit wurde kaum über Mietsteigerungen, den sozialen Wohnungsbau oder das Recht auf Stadt gesprochen. Sogar die Mietervereine haben uns gesagt, beim sozialen Wohnungsbau könne man leider nichts machen. Heute kann man sagen, dass wir so ziemlich alles erreicht haben, was wir anfangs gefordert hatten: die Übernahme der realen Mieten im sozialen Wohnungsbau durch die Jobcenter, einen Mietsteigerungsstopp im sozialen Wohnungsbau in ganz Berlin (2015) und die Rekommunalisierung der sozialen Wohnungsbaubestände am Kottbusser Tor (2021). Das hat sehr viele Menschen davor bewahrt, ihr Zuhause zu verlieren. Unser Engagement baute auf vorherigen Kämpfen und Erfahrungen auf und hat in der Folge wiederum die neue stadtpolitische Bewegung inspiriert. Viele unserer Fäden wurden weitergesponnen, zum Beispiel hatten wir schon 2016 in einer Kampagne gefordert, das Aktienunternehmen Deutsche Wohnen, dem



ABE 2

Wohnblöcke des sozialen Wohnungsbaus aus den 1970er-Jahren am Kottbusser Tor

Der Großteil der Häuser am südlichen Kottbusser Tor wurde 2004 privatisiert. Sie gingen im Rahmen des Verkaufs der größten landeseigenen Berliner Wohnungsbaugesellschaft GSW, der unter dem damaligen Finanzsenator Berlins Thilo Sarrazin (ehemals SPD) abgewickelt wurde, an ein internationales Konsortium (bestehend aus dem Goldman Sachs Whitehall Street Investmentfonds und der Fondsgesellschaft Cerberus) über. Von 2013 an gehörten sie der Deutsche Wohnen SE, 2021 wurden sie rekommunalisiert.

auch ein Großteil der Wohnungen am Kottbusser Tor gehörte, mit Verweis auf den Artikel 15 des Grundgesetzes zu vergesellschaften. Damals wurde das belächelt. Aber als der Berliner Volksentscheid „Deutsche Wohnen & Co enteignen“, den ich als logische Konsequenz auf Kotti & Co mitinitiiert habe, diese Forderung fünf Jahre später zur Abstimmung gestellt hat, war das Ergebnis eindeutig: Über eine Million Berliner*innen haben 2021 dafür gestimmt, alle privaten profitorientierten Wohnungsunternehmen mit Besitz von mehr als 3.000 Wohnungen zu enteignen, um eine soziale Wohnraumversorgung zu gewährleisten. Nicht zuletzt die breite Politisierung in dieser Frage bis in die Mitte der Gesellschaft hinein hat dafür gesorgt, dass der Berliner Senat kurz vor der Abstimmung über den Enteignungsvolksentscheid die Sozialwohnungsbauten am südlichen Kottbusser Tor zurück in kommunales Eigentum überführt hat. Das Lächeln hat die Seiten gewechselt.

SANDY KALTENBORN:

Wir waren von Anfang an gezwungen, in unserem Protest groß und über den Kotti hinaus zu denken. Die konkreten Problemlagen vor Ort brachten uns dazu, uns eingehender mit dem politischen System der sozialen Wohnraumversorgung in der Bundesrepublik auseinanderzusetzen. Die Konferenz „Nichts läuft hier richtig“, die wir 2012 gemeinsam mit Expert*innen der Wohnungspolitik im Berliner Abgeordnetenhaus organisierten, hat uns dabei geholfen, besser zu verstehen, dass der soziale Wohnungsbau in Deutschland in seiner Grundstruktur alles andere als sozial nachhaltig war. Es ist ein System der „sozialen Zwischennutzung“, bei dem staatliche Fördergelder und Steuererleichterungen an private Investor*innen und Wohnungsbaugesellschaften fließen, damit sie Wohnungen bauen, die sie nach Auslaufen der Förderung ohne

Sozialbindung teuer vermieten können. Unsere Kernthemen und Forderungen – Rekommunalisierung des sozialen Wohnungsbaus, dauerhafter Erhalt der Sozial- und Mietpreisbindung, Demokratisierung der landeseigenen Wohnungsunternehmen und später Enteignung – waren also eine logische Konsequenz dessen, was sich am Kotti in zugespitzter Weise an Problem- und Bedarfslagen bereits konkret abbildete. Wenn wir über Erfolge sprechen, finde ich es hier aber auch wichtig zu erwähnen, wie bei uns sehr früh unterschiedliche Wissensräume und -praktiken zusammengekommen sind, die schließlich ein kreatives Protestdesign mit seinen vielschichtigen Taktiken und Strategien hervorgebracht haben, die mit den spezifischen Bedingungen des Ortes einhergingen. Es bestand damals ein recht guter Austausch und Zusammenhalt zwischen den einzelnen Mietparteien, die hier schon seit Generationen, teilweise über die Stockwerke verteilt, lebten, und von denen viele eine sogenannte „Gastarbeiter*innen“-Migrationsgeschichte haben. Als wir 2011 unsere erste Versammlung von Kotti & Co im Café Südblock abhielten, mit unseren unterschiedlichen Körpern, in denen sich sichtbar so viele verschiedene Biografien und entsprechende Vorstellungen von Welt abbildeten, war klar, dass hier kein klassisches Aktivist*innentreffen stattfand. Wir waren von Anfang an gezwungen, mit Achtsamkeit eine Sprache zu suchen, die vermittelnd, tastend und inklusiv sein musste. Wir haben einen Raum zwischen uns hergestellt, der uns über die Mietenproblematik hinaus mit Neugier in Beziehung zueinander und in eine produktive Abhängigkeit brachte. Neben der Mietenthematik ging es dabei auch viel um die Erfahrungen der Migration, um Rassismus und andere alltagsweltliche Dinge. Auch die geteilten Geschichten über die Berliner Hausbesetzer*innenbewegung der 1980er-Jahre aus der Perspektive der Migration versammelten vielschichtige Zugänge und ein „informelles Wissen“ über das Recht auf Stadt. Dieses haben wir dann nach und nach in unsere kommunikative Ansprache integriert und im politischen Raum zirkulieren lassen.

TASHY E/DRÉS:

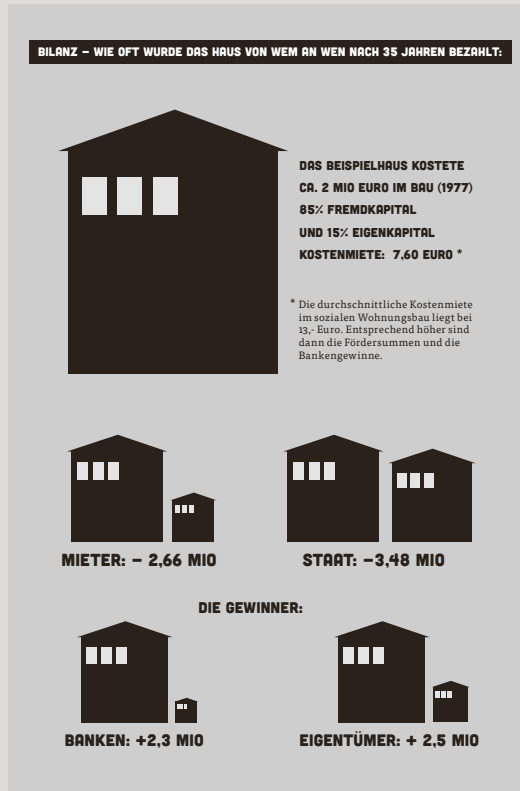
Ich bin erst 2012 bei der Besetzung des Kottbusser Tors zu Kotti & Co gekommen. Wie habt ihr euch in den ersten Monaten als Mieterinitiative konkret organisiert?

SA/VDY KALTENBORN:

Im ersten Jahr haben wir erste kleine Kundgebungen abgehalten, die eine oder andere Veranstaltung organisiert, Unterschriften gesammelt, Flugblätter verteilt und den ersten Kontakt mit Parteien aufgenommen. Wir haben uns wöchentlich getroffen und gemeinsame Hoffeste gefeiert. Durch diese Aktionen haben wir wertvolle Erfahrungen gesammelt, wie wir als Gruppe funktionieren. Und dennoch mussten wir bald feststellen, dass sich substantiell nicht wirklich etwas bewegte. Es war die Zeit, in der damals weltweit öffentliche Plätze besetzt wur-

ABB. 3

Gemeinsam mit verschiedenen Expert*innen aus Politik, Wissenschaft und Mietrecht konnte Kotti & Co am Beispiel eines Objekts in der Kohlfurter Straße exemplarisch darlegen, dass sich die Investitionen in diesem sozialen Wohnungsbau bereits mehrfach amortisiert haben und wie der Profit privatisiert wird.



**WIR
WOLLEN
UNSERE
HÄUSER
ZURÜCK**

1. ENTEIGNEN 2. (RE-)KOMMUNALISIEREN

ABB. 4

Im Kontext des Wahlkampfes für die Abgeordnetenhauswahl 2016 startete Kotti & Co eine kleine Kampagne zur Rekommunalisierung der Sozialwohnungsbauten am Kottbusser Tor. Die Kampagne vererbte kurz nach der Wahl, wurde jedoch zwei Jahre später von Aktivist*innen aufgegriffen und mit dem Volksentscheid „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ (DWE) 2021 erfolgreich zur Abstimmung gestellt.

den, um mit einer breiten sozialen Basis von unten politischen Druck aufzubauen – die Proteste auf dem Tahrir-Platz in Kairo, Movimiento 15-M in Spanien, Occupy Wall Street usw. Pfingsten 2012 haben wir dann ein Straßenfest direkt auf dem südlichen Vorplatz des Kotti organisiert. Im Schatten dieses Festes fand die Besetzung statt. Wir haben eine Holzplattform aus Europaletten in den Raum gestellt, ein paar Bänke und Stühle drumherum und uns um 18 Uhr dort versammelt und gesagt: „Wir bleiben so lange, bis das Problem gelöst ist.“ Dies bildete dann das Fundament für den Ort, den wir Gecekondu nannten, was auf Türkisch so viel wie „über Nacht gebaut“ bedeutet und auf das osmanische Gewohnheitsrecht verweist, das Strukturen, die innerhalb einer Nacht auf öffentlichem Land errichtet wurden, vor dem Abriss schützt.

TASHY E/DRÉS:

Als ich am Tag der Besetzung zu euch gestoßen bin, hat mich sofort begeistert, dass es keine „klassische“ Besetzung war. Der öffentliche Raum wurde nicht von und für eine abgeschlossene Gruppe besetzt. Es war kein angsteinflößender Ort, sondern ein offener Raum, in dem Menschen sich umeinander gekümmert haben. In der Mitte stand ein Samowar und alle wurden auf einen Tee und einen Plausch eingeladen. Die Nachbarschaft ist zusammengekommen, wie sie lebt und lebt. Ich fand, es lag ein Versprechen einer Form von Gemeinschaft in der Luft, die nicht darauf beruht, dass wir alle gleich sind, sondern dass unsere Unterschiedlichkeit der Ausgangspunkt ist und wir sie zu unserer Stärke machen können. Diese Besetzung war ein Raum, der Teilhabe und Zugehörigkeit auf ganz verschiedenen Ebenen hergestellt hat: Man hat dazugehört, wenn man Tee gekocht hat, wenn man ein Konzert gegeben hat, wenn man eine Tages- oder Nachtschicht im Gecekondu übernommen hat, wenn man zur Demo gekommen ist. Aber man hat auch dazugehört, wenn man das Vertrauen gefasst hat, mit komplizierten Briefen vorbeizukommen und sich gemeinsam dabei zu unterstützen, das Beamten-Deutsch darin zu deuten. Dazugehören ist ein Angebot, das wir einander nicht so oft machen in der Stadt ... Man wird nicht durch einen Pass oder eine Postanschrift Teil dieser Nachbarschaft, sondern dadurch, dass man sich einlässt, respektvoll zuhört, Einladungen und Fürsorge annimmt und anbietet. Diese Perspektive des gegenseitigen Sorgetragens stand trotz aller Konflikte, die es auch gab, immer im Mittelpunkt unseres Protests. Menschen und ihr Wissensschatz, die in Deutschland oft an den Rand gedrängt werden, haben sich mit der Praxis des Gecekondu ihren Raum und ihr Recht auf Stadt symbolisch und praktisch genommen. Das türkische Konzept war zentral, aber es war kein partikulares Recht für wenige, da wir das Gecekondu alle zusammen hergestellt haben – im Gegenteil, es demonstrierte viel eher auf seine Weise: Wir bleiben alle!

ABB. 5

Der Beginn der Besetzung im Jahr 2012

Die Gründungsmitglieder Jale Öztekin und Fatma Cakmak fassen in ihrer Rede im Gecekondu die Forderungen von Kotti & Co zusammen: Mietenstopp im sozialen Wohnungsbau, Übernahme der realen Mieten im sozialen Wohnungsbau durch die Jobcenter, eine Konferenz zu langfristigen Lösungen im sozialen Wohnungsbau und die Rekommunalisierung der öffentlich geförderten Häuser am Kottbusser Tor.



SANDY KALTENBORN:

Die Besetzung des Platzes mit dieser Botschaft im Zentrum war im Kern eine politische Aktion. Aber neben dem politischen Protest, den wir mit der Besetzung zum Ausdruck bringen wollten, mussten sich alle darum kümmern, dass der Protest funktioniert und dass er bestehen bleibt. Tee kochen, den Müll entsorgen, aufräumen, Plakate malen, Transparente aufhängen, Dinge transportieren usw. Es gab immer was zu tun, was im klassischen Sinne eher Reproduktionsarbeit als Protest ist. Wir haben von Anfang an betont, dass jede Tätigkeit gleich wichtig ist. Das Alltagsweltliche war in unserem Protest, in der Besetzung und somit in unserem Verständnis von Politik zuhause. Die Besetzung war ein kollektiver Regelverstoß, eine Grenzüberschreitung. Dadurch wurden alle, die sich dort versammelt haben, zu Kompliz*innen. Dies verstärkte eine solidarische Verbundenheit und darüber hinaus entstand mit dem Schritt aus dem Alltag heraus auch so etwas wie eine andere Zeit-Raum-Anordnung. Es war alles viel Arbeit, aber das Heraustreten aus unserem Arbeits- und Alltagsstress trug auch viel Nährendes in sich. Die Uhren tickten anders in diesem nicht vorformatierten öffentlichen Raum. Und weil alle mitunter unterschiedliche Vorstellungen davon hatten, wie etwas auszusehen hat, hat sich diese Differenz durch das Anpacken der Vielen in einen Raum mit einladendem Gestus übersetzt. Es war kein rein aktivistisches Wissen, kein akademisches, sondern eine Melange, in der sich auch informelles, migrantisches und subalternes Wissen artikulieren konnte. Aus dieser Grundanordnung ist dann das gewachsen, was wir „Multilayer-Protest“ genannt haben: unterschiedliche Praxen, Aktivitäten und Organisationsstrategien, mit denen wir in den Folgejahren versucht haben, den Druck auf die Politik auf denkbar vielen

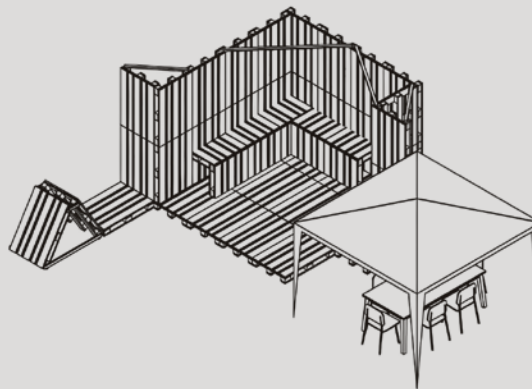


ABB. 6

Die Grundstruktur des Gecekondu bestand aus Europaletten. Es erweiterte gleichsam die Wohnzimmer auf die Straße, begründete einen 24/7-Protest im Schicht-Verfahren und lud die Nachbarschaft zum Verweilen, Teetrinken und Weiterbauen ein.

Ebenen und in verschiedene gesellschaftliche Bereiche hinein zu erhöhen.

TASHY E/DRER:

Ich finde es wichtig, an dieser Stelle noch einmal näher auf die Rolle des Gecekondu einzugehen, denn es bildete fast immer den räumlichen Ausgangspunkt all dieser (Selbst-)Organisierungsprozesse: Hier kamen wir als Nachbarschaft zusammen; hier haben wir von Halay-Tanzen gegen hohe Mieten über Sinfonie-Konzerte bis hin zu Hip-Hop-Battles vieles organisiert; hier starteten und endeten unsere 50 Demonstrationen; hier empfingen wir zahlreiche Initiativen aus Berlin und aus der ganzen Welt, mit denen wir uns vernetzt haben; hier boten wir kostenlose Mietrechts- und Sozialberatung für die Nachbar*innen an und waren so immer über die aktuellen Strategien der Vermieter*innen oder Jobcenter im Bilde. Vom Gecekondu ausgehend organisierten wir Nachbarschaftskampagnen zu den horrenden Betriebskosten und den Instandhaltungsmängeln, um die vereinzelnde Logik des Mietrechts zu überwinden. Durch die Community-Organizing-Praxen konnten wir ein Netz von Ansprechpersonen in den Häusern aufbauen. Diese Verantwortungsübernahme für die Häuser nahm im Kleinen Elemente der demokratischen Selbstverwaltung der Rekommunalisierung vorweg, die wir im Großen forderten und für die wir mithilfe mehrerer partizipativer Studien konkrete Modelle erarbeiteten. Durch die Mietrechts- und Sozialberatung und eigene Umfragen in der Nachbarschaft konnten wir genaue Daten über die reale Mietbelastung erheben. Mit diesen Daten konnten wir auf bezirklicher Ebene schließlich das Milieuschutzgebiet für das Gebiet um den Kotti durchsetzen – eine Regelung, die besonders hohe Hürden für die Luxussanierung, Zusammenlegung oder Umnutzung von Wohneinheiten aufbaut, um den Verlust von günstigem

Wohnraum und damit verbundene Verdrängungseffekte für die ansässige Bevölkerung zu vermeiden. Außerdem haben wir mit den Daten Druck auf den Sozialsenat und die Jobcenter ausgeübt, die realen Mieten im sozialen Wohnungsbau zu übernehmen. Nachdem wir im Berliner Abgeordnetenhaus die Konferenz zum sozialen Wohnungsbau organisiert hatten, wurden wir Jahre später zur Teilnahme an einer Expert*innen-Kommission des Berliner Senats zur Reform des Sozialen Wohnungsbaus eingeladen. Auch wenn der Arbeitsauftrag der Kommission wie unsere



Problembeschreibung Jahre zuvor klang, war uns klar, dass ihre abgekarteten Vorschläge keine wirklichen Lösungen waren. Daher kehrten wir zum Kotti zurück und benutzten die Daten aus der Kommission als Hintergrundinformationen für den Mietenvolksentscheid 2015, bei dem wir mit einem breiten Bündnis aus Mieter*inneninitiativen selbst ein Gesetz zur sozialen Wohnraumversorgung in Berlin schrieben. Dieser Druck hat zu dem Wohnraumversorgungsgesetz, einer Deckelung der Mietsteigerungen im gesamten Berliner sozialen Wohnungsbau und Schritten zu einer Demokratisierung der landeseigenen Wohnungsbaugesellschaften geführt – z. B. durch die Stärkung der Mieter*innen(räte) und die Schaffung der Wohnraumversorgung Berlin – Anstalt öffentlichen Rechts (WVB). Gleichzeitig haben wir mit zahlreichen Kulturinstitutionen in der Nachbarschaft, in der Stadt und international kooperiert und unfassbar viel Presse- und Öffentlichkeitsarbeit gemacht, um Einfluss zu üben auf die Diskurse um den sozialen Wohnungsbau, das Recht auf Stadt und gegen Rassismus und Verdrängung. Sich auf allen diesen Ebenen mit Menschen politisch zu organisieren war notwendig und faszinierend – und manchmal auch über alle Belastungsgrenzen hin-

ABB. 7

Ausbauphase 2: Der Ausbau des Gecekondu zu einem Versammlungsraum aus recycelten Fenstern und ein provisorischer Container ermöglichen die Fortsetzung des Protests im ersten Winter der Besetzung.



ABB. 8

Im Innenraum des Gecekondu finden zahllose formelle und informelle Versammlungen, Veranstaltungen, Feste, kostenlose Mietrechts- und Sozialberatung statt.

weg erschöpfend. Dann mussten wir uns manchmal Auszeiten nehmen ... um anschließend bei einem Tee und Gesprächen mit Nachbar*innen im Gecekondu wieder zu Kräften zu kommen und wieder ganz genau zu wissen, warum wir das alles tun.

SAVDY KALTENBORN:

Wie reflektierst du das Gecekondu und die Prozesse der Raumproduktion aus architektonischer Perspektive?

TASHY EMDRES:

Mir scheint am wichtigsten, dass es die Benutzung durch uns alle war, die das Gecekondu gestaltet hat, und dass es nicht zuletzt dadurch eine Art Zugehörigkeitsmaschine wurde. Für den Tag der Besetzung hatte Stefan Endewardt, ein befreundeter Architekt, eine einfache und unfertige Konstruktion aus Europaletten entworfen: ein Podest mit zwei Wänden und zwei Bänken. Es war eine Infrastruktur, reduziert auf ihre tragende Funktion, offen und unfertig, so dass die Nachbar*innen daran andocken und sich mit ihren Bedürfnissen, Ideen und ihrer Fürsorge einschreiben konnten. Damit wir nicht nass wurden, hat jemand einen riesigen Schultheiss-Schirm hingestellt. Weil wir mehr Platz brauchten, hat jemand ein paar Zelte daneben gestellt; weil wir Tee kochen wollten, hat jemand für den Samowar und die Lichterketten Strom vom Copyshop über den Baum gelegt; und weil die Leute den Nachbar*innen stolz zeigen wollten, wie viel die Presse über uns berichtete, war bald eine ganze Wand mit Zeitungsausschnitten bedeckt. Manche Tätigkeiten wurden gut abgesprochen, andere liefen eher nach dem Motto „wer zuerst macht, macht, und wer zuerst baut, baut“. Jeden Tag sah das Gecekondu ein bisschen anders aus. Mal war es eine öffentliche Bühne für flammende Reden, mal ein intimes Wohnzimmer für tiefe Gespräche zwischen Menschen, die vor kurzem noch Fremde waren. Es war unser aller Gestaltung und in diesem Sinne eine anarchisch-demokratische Architektur. Gleichzeitig hat es demonstrativ öffentlich gemacht, was auf dem Spiel steht: unser kostbares Zusammenleben. Das war kraftvoller und bildhafter als jede politische Rede. Und es hat demonstriert: Wir warten nicht, bis ihr handelt, sondern gestalten selbst!

SAVDY KALTENBORN:

Bei dem Umbau des Gecekondu für den Winter haben sich das Gebäude und auch die eingespielten Prozesse darum nochmal verändert. In welche Richtung?

TASHY EMDRES:

Im Sommer war das Gecekondu mit seinen zwei Wänden eine offene Konstruktion und es war leicht für Leute, sich dazusetzen und Teil der Gruppe zu werden. Aber irgendwann wurde es zu kalt, um im Freien zu sitzen, und wir brauchten einen größeren Umbau. Als Provisorium tauchte ein isolierter Container neben dem Gecekondu auf. Es gab verschiedene Gestaltungsideen, und weil ich das nicht ausbremsen wollte,

ABE. 9

Ausbauphase 3: Um an die offen einladenden Anfänge des Gecekondu anzuknüpfen, wird das Dach weit über den Gehsteig verlängert und eine neue Fassade aus recycelten Balkontüren gestaltet, die komplett geöffnet werden kann.



verschwiegen ich zunächst, dass ich Architektin bin. Ich war ja auch nicht wegen der Architektur Teil der Kerngruppe geworden. Als sich die Umsetzung schwieriger gestaltete, habe ich irgendwann doch einen Entwurf gemacht, wie wir den Container in das Gecekondu integrieren und es mit einer tragenden Struktur sowie einer Fassade aus recycelten Fenstern schließen, aber gleichzeitig offen und einladend halten können. Alle haben den Entwurf zunächst begrüßt und tatkräftig bei der Umsetzung geholfen. Aber als wir dann eine Woche später als Kerngruppe im neuen Gecekondu standen, waren manche enttäuscht, dass man nur den Container richtig heizen konnte, aber nicht die wintergartenartige Struktur aus Fenstern. Es wurde klar, dass die klassischen Medien der Architektur wie Pläne, Collagen und Gespräche nicht ausgereicht hatten für unsere Verständigung über den Raum. Als Gruppe brauchten wir die 1:1-Erfahrung, um die nächsten Gestaltungsschritte zu entwickeln. Das gibt es in den meisten „partizipativen“ Planungsprozessen nicht, aber genau das war die Voraussetzung, dass unsere unterschiedlichen Zugänge zur Verständigung über Raum ausgeglichen werden konnten. Das alles konfrontierte mich auch mit meinen architektonischen Vorannahmen: Ich hatte vorher bei Lacaton & Vassal in Paris gearbeitet und ihren Ansatz übernommen, gewächshausartige, große transparente Volumen zu schaffen, die man öffnen kann und die im Inneren kleinere wärmeisolierte Einheiten einschlie-



ABE. 10

Nach der 3. Ausbauphase lädt das Gecekondu wieder zum Feiern ein, z. B. zum Fastenbrechen im Ramadan.

ßen. Aber andere Leute in der Kerngruppe wollten ein einheitliches Haus und das sollte eben warm wie ein Wohnzimmer sein. Ahmet Tuncer, der auch der Kerngruppe angehört und sehr viel Erfahrung mit Innenausbau und der Arbeit auf ganz unterschiedlichen Baustellen einbrachte, schlug vor, alles zu isolieren. Und so wich ein Großteil der transparenten Gebäudehülle 30 Zentimeter Styropor. Wissen aus der Uni und Wissen vom Bau treffen sich ja nicht so oft auf Augenhöhe bei Gestaltungsfragen. In diesem produktiven Spannungsverhältnis ist dann ein ganz einzigartiges Haus entstanden: Das Gecekondu ist nicht die abwaschbare anonyme Multifunktionshalle der Toleranz, in der jede ihr Ding machen kann, Hauptsache sie hinterlässt keine störenden Spuren und schränkt nicht die Möglichkeiten der anderen ein. Stattdessen ist das Gecekondu Ausdruck von Beziehungen – von Aushandlung, Konflikt, unterschiedlichem Wissen, Geduld und Mittelwegen, die sich gegenseitig durchdringen.

SANDY KALTENBORN:

Wie hat das dein Selbstverständnis als Architektin beeinflusst?

TASHE E/DREß:

Die Erfahrung war einer der Ausgangspunkte für meine Forschung und Lehre zu diskriminierungskritischen Bildungsansätzen für zukünftige Architekt*innen, um Architektur grundlegend umzudenken. Wir können die Machtverhältnisse, wie Rassismus, Geschlechter- und Klassenverhältnisse,

die uns in der Gesellschaft unterschiedliche Plätze zuweisen, nicht im Kleinen aufheben oder ungeschehen machen. Sie sind in Eigentumsverhältnisse, Baugesetze und Planungsabläufe eingeschrieben – aber auch in unsere Geschichten, Körper, (ästhetischen) Vorstellungen, Verhaltensweisen oder in das, was wir vielleicht naiv „Intuition“ nennen – und wirken sich auf alle Ebenen der Raumproduktion und -nutzung aus. Um zu materiellen Veränderungen dieser Machtverhältnisse beitragen zu können, müssen gerade Architekt*innen, die Teil dominanter gesellschaftlicher Gruppen sind, oft erst einmal sehr viel verlernen, was sich schon seit dem Aufwachsen in einem bestimmten Umfeld „normal“ anfühlt und/oder was im Architekturstudium als „Norm“ antrainiert wird. Der Bauprozess des Gecekondu hat mir einmal mehr gezeigt, dass oft auch ein Ver-Lernen des professionellen Rollenverständnisses, wie es uns im akademischen Betrieb antrainiert wird, Voraussetzung dafür ist, dass Architekt*innen an Bauprozessen „partizipieren“ können, die tatsächlich Machtverhältnisse im Prozess und Ergebnis verschieben. Diese (Ver-)Lern-Prozesse sind für eine diskriminierungskritische und ermächtigende Architekturpraxis essentiell. Und sie stellen die Frage auf den Kopf, wer hier bei wem partizipiert. Vielleicht müssen wir die berühmte Leiter der Partizipation umkehren und als Werkzeug begreifen, mit dem die Architekt*innen von ihrem hohen Ross vermeintlicher Expertisen herabklettern können, um zu lernen, an politischen Organisationsprozessen der Nachbar*innen zu partizipieren? Mich interessiert, wie du das siehst in Bezug auf Fragen der visuellen Gestaltung und der Kommunikationsstrategien von Kotti & Co, bei denen du ja eine zentrale Rolle gespielt hast.

SANDY KALTENBORN:

Ich möchte hier gerne mit einem kleinen Beispiel einsteigen: Eine der ersten visuellen Mitteilungen, die wir auf den Weg gebracht haben, war meine Adaption von Milton Glasers „I ♥ New York“ zu „I ♥ Kotti“, ein kleiner 10 mal 10 Zentimeter großer Aufkleber. Diese formal sehr niedrigschwellige Liebesbekundung muss man vor dem Hintergrund des bis dato medial potenzierten Negativimages des Kottbusser Tors lesen: Plötzlich kommuniziert eine marginalisierte, unterrepräsentierte und strukturell arme Nachbarschaft ihre Liebe zu einem Ort, der eben noch als gefährlich und problembehaftet gelesen wurde. Die Nachbarschaft wird durch diesen Sprechakt auch erst als Gruppe hergestellt und in der Folge öffentlich sichtbar. Die „Touristenpostkarte“ mit hübschen Fotos vom Kotti und dem Aufdruck „Grüße vom Kottbusser Tor“ verfolgte eine ähnliche kommunikative Strategie: Nicht das Brandenburger Tor oder das Stadtschloss sind hier positiv codiert zu sehen, sondern dieser äußerst komplexe urbane Raum mit all seinen sozialen und politischen Brüchen. Und erst auf

ABB. 11

Aufkleber „I ♥ Kotti“, 98 × 98 mm

Mehr als 200.000 Exemplare dieser Adaption Milton Glasers „I ♥ New York“ wurden in den ersten Jahren der Initiative umsonst verteilt.



ABB. 12

Postkarte Kotti & Co

einer zweiten Ebene – viel kleiner – war die politische Botschaft „steigende Mieten stoppen“ zu lesen. Also ganz anders als üblicherweise im Kontext von sozialen Kämpfen kommuniziert wird, wo das „gegen“ bzw. der Kampf und die Forderungen im Vordergrund stehen. Zum Aufkleber gab es später ein Transparent in der gleichen Formsprache, nur dass dort statt „I“ ein „We“ stand. Das heißt, auf den Demos sind tausende Teilnehmer*innen mit den „I ♥ Kotti“-Stickern auf ihren Jacken hinter unserem „We ♥ Kotti“-Transparent gelaufen. Das war, wenn man so will, mein Versuch, das Verhältnis zwischen Individuum und politischem Kollektiv in einer kleinen Kommunikationsdesignanordnung zu verhandeln. Das alles fand ja vor dem Hintergrund statt, dass der Preis eines politischen Kollektivs strukturell immer auch die latente Unterwerfung des Subjekts unter die Normen des Kollektivs ist – also genau das, was wir nicht wollten. Wesentliche Fragen waren dann immer: Wie kann ein emanzipatorisches Metanarrativ für eine solch diverse, aber im Kern doch sehr fragmentierte Stadtgesellschaft aufgebaut werden? Wie kommuniziert man – in welcher Formsprache und welchen Medienformaten auch immer – inkludierend, poetisch und offen, ohne Differenzen zu nivellieren? Wie lässt sich also etwas gestalten, das die Diversität respektiert und nicht über ästhetische Distinktion neue Ausschlüsse schafft? Das Design verhielt sich hier analog zu der offenen fragmentarischen Gestalt des Gecekondu und unserer Initiative im Allgemeinen.

TASKY ENDRES:

Inwiefern hatte der enge Austausch mit den Menschen bei Kotti & Co einen Einfluss auf deine professionell geschulte Herangehensweise und auch dein Selbstverständnis als praktizierender Kommunikationsdesigner?

SANDY KALTENBORN:

Das lässt sich anhand eines anderen Beispiels gut veranschaulichen: Die Plakate und Flyer für unsere über 50 Lärmdemos hatte ich anfangs mit einem bunten, freudigen und kampfesmutigen Gestus angelegt. Doch schon nach kurzer Zeit wurde deutlich, dass viele der Nachbar*innen aus unserem Kiez, deren Alltagswirklichkeit kaum mediale Repräsentation erfährt, in den Flyern vor allem auf die Fotos von den vorherigen Demos schauten. Im Sinne von: „Seht – ich war dabei!“ Diese Beobachtung hat mich dazu angeregt, die Rückseiten der Demoankündigungen als eine Art Familienfotoalbum anzulegen. Ohne mein tägliches Verweilen am Gecekondu wäre mir das nicht ein- und aufgefallen. Von außen ist dieses „Fotoalbum“ kaum in seiner sozialen Komplexität und Funktion lesbar. Auf den Fotos sieht man irgendwelche Leute auf Demos. Ich begreife dies als ein Grundproblem bei der Rezeption von gestalteten Artefakten: Der Kontext, die Produktionsbedingungen und der soziale Gebrauch sind nicht sichtbar. Dabei liegt genau hier, insbesondere



ABB. 13

Kotti & Co hat über 50 Demonstrationen organisiert. Meist starteten und endeten sie am Gecekondu, und viele Nachbar*innen brachten Töpfe, Kochlöffel und Trillerpfeifen mit, um ihrem Protest lautstark Ausdruck zu verleihen.

ABB. 14

Wohnblöcke am südlichen Kottbusser Tor

Die Wandmalerei entstand 2012 in Zusammenarbeit mit der argentinischen Gruppe Pirqas al Sur und Jugendlichen aus dem Kiez.

**ABB. 15**

Kotti-Info: Deutsch-türkische Infozeitung von Kotti & Co, die neben Fragen zu Mieter*innenrechten, -organisation und -hilfsangeboten auch Alltagsthemen rund um den Kiez behandelt. Sie erscheint ca. zweimal im Jahr in einer Auflage von 2.000 Exemplaren, die im Quartier umsonst an die Haushalte verteilt werden.

wenn es um gesellschaftspolitische Anliegen geht, aus meiner Sicht ihr gestalterisches Potential. Medien sind weitaus mehr als nur Träger von Information. Ausgehend von dieser „Versuchsanordnung Gecekondü“ können grundsätzliche Fragen in Bezug auf unsere gestalterischen Professionen, sei es nun Design oder auch Architektur, aufgeworfen werden. Ein falsches Verständnis von Profession kann eine Praxis verengen. Es ging mir weniger darum, was ich professionell für richtig gestaltet oder gar „schön“ halte, sondern was aus der heterogenen sozialen Gemengelage heraus zu entwerfen ist. Und wenn man dieser Perspektive folgt, dann wird man auch feststellen, dass das klassisch-professionelle Verständnis von dem, was Gestaltung ist und was geeignete Vermittlungsmedien sind, eine sehr reduzierte Auffassung von Kommunikation in sich trägt. Zum Beispiel ist unser Tee-kocher, der Samowar, rückblickend unser stärkstes soziales Medium gewesen. Dass wir ihn dort, wo er stand, aufgestellt haben, sollte man aus meinem Verständnis heraus auch als eine Praxis des Kommunikationsdesigns lesen.

TASHY E/DRER:

Lass uns abschließend noch mal gemeinsam reflektieren, was mit dem Gecekondü und unserer politischen Praxis passiert, wenn sie zum Gegenstand eines Architekturmagazins, eines Projekts oder einer Ausstellung werden. Wie ist das Verhältnis von gesellschaftspolitischer Organisation und dem Kultur- und Wissenschaftsbetrieb?

SANDY KALTENBORN:

Wir haben diese Erfahrung in den letzten zwölf Jahren schon sehr oft gemacht: Wir haben mit Institutionen zusammengearbeitet, mit eher akademischen Wissensräumen, mit Einrichtungen, die nicht direkt Teil unseres politischen Kampfes sind. Wir haben das getan, um mit unseren politischen Forderungen in möglichst viele gesellschaftliche Milieus hineinzuwirken. Dies ist dann natürlich immer ein Transfer von kulturellem, sozialem und politischem Wissen oder Kapital in andere Betriebe, in andere Kontexte. Ich denke daher, zuerst sollte klar sein, dass die Betriebe und die dazugehörenden Institutionen eine andere Binnenlogik und Zielsetzung in sich tragen als Protest. Auf unserer Seite ging es um Machtzuwachs zugunsten einer direkten politischen Veränderung und auf der anderen Seite ging es um Wissensvermittlung und Diskurs. Das ist erst einmal banal. Darauf aufbauend kann man das Ganze nun im Sinne eines Tauschgeschäftes denken, das heißt auf der einen Seite der Transfer von (Protest-/Straßen-)Wissen und kulturellem Kapital in die Institutionen und als Gegenleistung hierfür Sichtbarkeit und Repräsentation. Es hat meistens dann gut geklappt, wenn die Institutionen auch Dinge mitgetragen haben, die nicht genuin in den Projekten aufgingen. Also wenn sie uneigennützig Ressourcen umverteilt haben. Wichtig scheint mir, dass man die unterschiedlichen Ausgangspunkte und Interessen der zwei Seiten immer wieder in den Blick nimmt

und transparent verhandelt. Auch wenn dies sicherlich einfacher gesagt als getan ist.

TASHY E/DRER:

Zu diesen unterschiedlichen Ausgangspunkten und Interessen, die du beschreibst, kommen auch unterschiedliche Dringlichkeiten und Zeitlogiken: Für uns ging es ums Überleben als Nachbarschaft und darum, die dafür notwendigen materiellen und anderen Machtverhältnisse zu verschieben. Wir haben gesagt, wir bleiben, bis unsere Mieten gesenkt und die Probleme des sozialen Wohnungsbaus gelöst sind. Dieses Commitment haben Institutionen in der Regel nicht, sondern sie operieren oft in einer Projektlogik von wechselnden Themen und einer eng getakten Aufmerksamkeitsökonomie. Wie wäre es, wenn Institutionen sagten, sie widmen sich jetzt zehn oder zwanzig Jahre dem Recht auf Stadt, dem Anti-Rassismus oder der Klimagerechtigkeit? In jedem Fall müssen sich Institutionen daran messen lassen, ob sie unsere Praxen und unser Wissen als interessanten Selbstzweck, ästhetische Oberfläche oder schlimmer noch als Sozialexotik ausstellen – oder auf eine Weise, dass sie zu Kompliz*innen eines gesellschaftlichen Projektes der Transformation werden. Dazu gehört auch die Frage, wem die Institutionen das Wissen, das die sozialen Bewegungen reingeben, zugänglich machen. Oft wird es ja in der Betriebslogik kommodifiziert und in Formate gebracht, die sozial sehr exklusiv sind. Sei es durch (An-)Sprache, formale Bildungsvoraussetzungen oder Eintrittsgelder ... Wir sind ja, zum Beispiel durch dieses Interview, auch Teil davon: Weil wir schon viel kulturelles Kapital mitgebracht haben, können wir unsere Erfahrungen in Kotti & Co in relativ schwer zugängliche Sprache und Forschungs- oder Publikationsprojekte übersetzen und ziehen daraus gewollt oder ungewollt noch mehr kulturelles Kapital – was den meisten unserer Mitstreiter*innen am Kotti nicht möglich ist.

SANDY KALTENBORN:

Ja, das Problem bleibt, dass das Wissen hier strukturell nur in eine Richtung fließt – und die Projektformatierung eine nachhaltigere Komplizenschaft mit den sozialen Bewegungen relativieren kann. Wie du sagst, war das Recht auf Stadt bei uns keine abstrakt zu verhandelnde Projekt-Fragestellung, sondern schlichtweg die Frage, ob unsere Nachbar*innen verdrängt werden oder nicht – ob die Klingelschilder auch noch in drei Jahren die Namen derselben Menschen tragen werden. Ob die Armen ihr Recht auf Innenstadt behalten. Punkt. Spannend und interessant ist dann aber aus meiner Sicht, dass viele dieser gesellschaftspolitischen Fragen, die in den progressiven Institutionen und Einrichtungen abstrakt verhandelt werden, die Mitarbeiter*innen dort ja mitunter selbst direkt betreffen. Bei all den Kooperationen, die wir mit Kultureinrichtungen, Hochschulen, Theatern usw. über die Jahre durchgeführt haben, waren die persönlichen Gespräche mit den Pro-

jektverantwortlichen, in denen es nicht in erster Linie um die Produkte des Projektes ging, die interessantesten. Nicht weil die Projekte selbst langweilig wären, überhaupt nicht, sondern weil in dem persönlichen Aufeinandertreffen ein Begehren nach authentischer Kompliz*innen-schaft und Verbundenheit im gesellschaftspolitischen Wirken deutlich wurde. Gleichzeitig aber ermöglichten die Produktionsumstände es nur bedingt, die Grenzen der institutionellen Settings zu verschieben. Hier auf genauer zu schauen und dies in Zukunft viel mehr zum Ausgangspunkt von Kooperationen zu machen, könnte womöglich ein Schritt in die richtige Richtung sein.

TASHY E/DRER:

Die Frage, die wir uns und mittlerweile viele Institutionen sich selbst stellen, ist, wie ein (Un-) Learning struktureller Machtverhältnisse und ein transformatives Verständnis von „Professionalität“ aussehen kann ...

SANDY KALTENBORN:

Ich denke, Kotti & Co hat mit dem Gecekondü gezeigt, wie gestaltete offene Versuchsanordnungen angelegt sein müssten, die an der Gesellschaft bzw. der Demokratie arbeiten wollen – und nichts anderes sind ja soziale Proteste im Kern. Diese hier von uns angerissenen Fragen der Gestaltung, der Kommunikation, der Sprache, der Medien und auch der Distribution – also auch der Räume und Rezeptionskontexte – sind zentral. Und diese Praxis können wir nur sehr bedingt aus dem klassischen Kanon unserer Professionen heraus entwickeln, selbst wenn wir diese als „Social Design“ labeln. Dafür benötigen wir mindestens zwei Dinge: erstens, wie du oben gesagt hast, ein praktisches Ver-Lernen und zweitens ein Eintauchen in die gesellschaftspolitischen Auseinandersetzungen. Mit Letzterem meine ich ein Hineinbegeben in den Konflikt, parteiisch werden, die eigene Autor*innenschaft relativieren und sich ein Stück weit produktiv abhängig machen.